Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazetta militare svizzera

Band: 62=82 (1916)

Heft: 46

Artikel: Kriegspsychologisches

Autor: M.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-32801

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

damit vor allem die Lage an den Wallacheipässen einer Korrektur unterzogen werden kann. Daß Rußland alle Veranlassung hat, dieser Lieferung so bald und so gut als möglich zu genügen, geht schon aus dem Umstand hervor, weil mit dem Fall Rumäniens auch seine bessarabische Grenze in Mitleidenschaft gezogen und der Weg nach Odessa bedroht wird. —*t.*

Kriegspsychologisches.

(Schluß.)

Und damit kommen wir an ein neues Kapitel: dem Gegner wird nicht nur alles Schlimme in die Schuhe geschoben und angedichtet, sondern er wird, eben weil er in den Augen des gewöhnlichen Soldaten a priori ein schlechter Mensch ist, auch unterschätzt, er ist keinen Schuß Pulver wert, man braucht sein nicht zu achten, er ist schlecht ausgerüstet, hat nichts zu beissen und zu brechen, seine Artilleriemunition taugt nichts, die Schrapnells sind mit Sand gefüllt, es gibt nur Blindgänger usw. Man braucht nur die Berichte aus den ersten Zeiten des Krieges, aus dem Jahre 1914, hervorzuholen. Aber mählich wirds anders. Die Erkenntnis bricht sich Bahn, daß man ja sich selber ein himmeltrauriges Zeugnis ausstellt, wenn man den Gegner schlecht macht, denn mit einem solch minderwertigen Feind sollte man doch längst fertig sein. Und dazu tritt, um gerecht zu sein, noch der Umstand, daß man nach und nach einsieht, wie voreilig und ungerecht das Urteil war, und in sich geht. Das leuchtet aus allen neueren Berichten von Mitkämpfern klar hervor. Da schreibt z. B. Dr. Simons in seinem schon angeführten Buche von den Russen, daß ihr Artilleriefeuer stets von überraschender Treffsicherheit war, was er beinahe am eigenen Körper erfahren hätte, da es sogar auf Einzelgruppen die es zu vertreiben galt, sofort richtig gezielt war. „Mit Verbandmaterial ist das russische Heer wie unter den deutschen Kollegen allseitig anerkannt wird, vortrefflich ausgestattet. Die Qualität der Watterollen, Gazebinden und dergleichen ist geradezu hervorragend. Während der letzten vier bis fünf Wochen meiner Frontdiensttätigkeit haben wir beinahe ausschließlich mit erbeutetem Material gearbeitet".

So ist auch eine Prophezeihung, auf die sich die deutsche Artillerie stützte, in den Bewegungskämpfen zu schanden geworden. Man hatte das französische Feldgeschütz als zu wenig beweglich eingeschätzt, wie verschiedene Aufsätze in der Fachliteratur beweisen, und darauf kühne Pläne gebaut. Und wie stellte sichs in der Wirklichkeit heraus? Hauptmann Erich von Salzmann, ein erfahrener Afrikaner, schreibt in seiner trefflichen Kriegsodyssee „Ueber die Weltmeere zur deutschen Front in Flandern" („Aus den Tagen des Großen Krieges". Bielefeld. Velhagen & Klasing)): Die französische Artillerie, die uns gegenüberstand, zeigte außerordentliche Beweglichkeit. Kaum hatte man vermittels des Fernsprechers das Feuer einer unserer Batterien auf die entdeckte französische Artillerie gelenkt, so war sie auch sicher schon wieder verschwunden, um von einem andern Platz aus zu feuern. — Also schon wieder eine Umwertung scheinbar sicherer Werte!

Daß der Haß sich weniger bei den Kämpfenden selber ausbildet, als eben infolge der gefärbten Berichterstattung hinter der Front, wodurch die Massen moralisch vergiftet werden, beweisen die zahlreichen Vorkommnisse des Fraternisierens zwischen den Bewohnern naher Schützengräben der feindlichen Heere; es ging soweit, daß ein Verbot erlassen worden ist. Auch Hauptmann Salzmann schätzt den Franzosen als Gegner hoch und schreibt: Der Franzose nennt uns „Kamerad", und wir sind ganz einverstanden damit. Wir mögen die Franzosen ganz gern, wenn man sich gegenseitig auch totschlägt, denn der Franzose ist eben ein Gegner, den man achtet und dem man gerne hilft, wenn er verwundet ist.

Daß anderseits die Wut den Soldaten ergreift, wenn er Zivilisten in die Kampfhandlung eingreifen sieht, und es dann zu fürchterlichen Racheakten kommt, ist verständlich; daß hiebei der Prozeß oft genug allzu summarisch gemacht wird, wenn die Umstände drängen, ist bedauerlich, aber ebenfalls zu begreifen. Simons erzählt einen solchen Fall: die Mühle oder vielmehr der in ihr bewerkstelligte ruchlose Verrat hat uns Ströme Blutes gekostet. Sie lag in unserer Gefechtslinie. Der erkaufte Müller beherbergte feindliche Offiziere, die bis in die russische Schlachtlinie eine Fernsprechleitung gelegt und vermittels dieser sowie der Flügelstellung aufs genaueste unsere Stellungen hinübersignalisierten. Außerdem war feindlicherseits das ganze Gelände artilleristisch mit allen einzelnen Entfernungen genau vorher festgelegt, weil die Russen — übrigens ihre Eliteartillerie, Schießschule Petersburg — seit Tagen drüben verschanzt lagen. Alles das haben wir natürlich erst nach der Schlacht erfahren. Der Müller ist in der Nacht gefaßt und am zweitfolgenden Tag auf einfachen Befehl des Generals füsiliert worden. . .

Noch schlimmer allerdings wird es, wenn die Soldaten sich plötzlich in „harmlose Zivilisten" verwandeln und dem Nachrichtendienst obliegen. Lennhof („Mit dem Feldlazarett") schreibt aus Belgien: Wer ist Soldat, wer Zivilist? Verwundete, die wir verbinden, öffnen uns einen erbeuteten belgischen Tornister. Neben militärischen Ausrüstungsgegenständen enthält er einen Zivilanzug. Tornister gleicher Art wurden in großer Zahl gefunden. . . In einem ebenfalls sehr empfehlenswerten, weil gut und anschaulich geschriebenen Buche eines Mitkämpfers, des Leutnants d. R. Viktor Jungfer „Mit der schlesischen Landwehr in Rußland. Sieben Monate am Feind" (Eugen Salzer in Heilbronn) lesen wir: In der Nacht wird marschiert. Wir sind von Spionen umgeben. Wohin die Truppe kommt, flammen Windmühlen rot gen Himmel, die unsere Stärke und Marschrichtung angeben. Feindliche Kosaken treten uns am Tage als harmlose Zivilisten entgegen. Sie haben in den Dörfern Zivilkleidung bereit gelegt. Bei einem Dorfe kurz vor dem Städtchen Janow werden die zahlreichen Getreidemieten auf ihren näheren Inhalt untersucht. Waffen, Munition, Hafer, Zivilkleider und Uniformen kommen zum Vorschein in buntem Durcheinander. . . Da wird uns verständlich, wenn die Wut die Kämpfenden überfällt, und die „Franktireurs" ein strenges Strafgericht trifft, daß aber auch manch Unschuldiger dran glauben muß, wenn er irgendwie verdächtig wird. . . .

Und nun kann ich mich zum Schluße nicht enthalten, eine Schilderung im Auszug wiederzugeben, die wohl das grandioseste Gemälde sein dürfte, das

ein Wissender seinen Kameraden je gemalt hat. Es ist das Kapitel „Die Schwarzen greifen an“ in dem erwähnten bedeutungsvollen und sehr lesenswerten Buch „Briefe an das Leben“ von Reinhold Eichacker. Ich enthalte mich jeden Kommentars und lasse den Verfasser reden:

Um 7.15 morgens greifen die Franzosen an. Nicht die weißen Franzosen. Die schwarzen! Senegalneger, die Schlachttiere Frankreichs. — Nach siebenstündigem atemraubenden Trommelfeuer, das nach menschlicher Berechnung kein Sterblicher überleben konnte! Wir lebten noch immer — und warteten! Sechs Meter unter dem gewachsenen Boden lagen unsere „Wartsäle“. Schräg in die Erde gewühlt. „Tapferkeitsstollen“ nennt man sie draußen.

Um 7.15 morgens verlegte der Feind sein Feuer nach rückwärts auf unsere Reserven. Unsere Posten schlugen Alarm. Wir sprangen an die Gewehre, die Gasmasken vor dem Gesicht. Sekundenlang wimmelte es in dem Graben, wie in einem Ameisenhaufen. Ein fieberndes Hasten, Rennen, Rufen und Stoßen. Sekundenlang. Dann stand jeder an seinem Posten. Jeder, der lebte. Und jeder ein Fels in der Brandung. Jeder gewillt, seine Stellung zu halten, selbst gegen die Hölle.

Gasangriff! Hundert und wieder hundert Paare weit aufgerissener Kämpferaugen bohrten ihre Blicke hinein in die häßlich qualmende Wolke, die sich träge und undurchdringlich auf uns heranwälzte. Hunderte brennender Kämpferaugen, starr, drohend, todbringend! Sie konnten kommen, die Schwarzen! Und sie kamen. Erst einzeln, in großen Abständen. — Tastend, wie die Arme eines entsetzlichen Tintenfisches. Gierig, saugend, wie die Zangen eines gewaltigen Untiers. So stürmten sie näher, dampfend und flackernd in ihrer Wolke. Ganze Leiber und einzelne Glieder grell beleuchtet, im Schatten versinkend, näher und näher! Starke wilde Gesellen, die klobigen, fettschwarzen Schädel mit einem schmutzigen Lappen umwickelt. Zähnefletschend, pantherähnlich, mit eingezogenem Unterleib und vorgestreckten Hälsen. Einige mit Bajonetten an den Gewehren. Viele nur mit dem Messer. Scheusale alle in ihrem verstörten Hassen. Abschreckend die verzerrten, dunklen Grimassen. Entsetzlich die unnatürlich aufgerissenen, glühweißen Augen. Grauenhaft, schaudererregend diese Augen! Als seien sie scheußliche Wesen für sich. Unirdische, höllenentsprungene Wesen. Als liefen sie ihren Trägern voraus, gepeitscht, entfesselt, nicht mehr zu bändigen! Wie tollgewordene Hunde und fauchende Katzen, mit einer brennenden Gier nach Menschenblut, mit einem grausamen Gleißen viehischer Tücke. Hinter ihnen in einer neuen Wolke die erste Welle der Stürmer, eng beieinander, eine einzige rollende schwarze Mauer, steigend und fallend, wankend und wogend, undurchdringlich, unübersehbar: —

„Standvisier! — Schützenfeuer! — Ruhig zielen!“ — Scharf und deutlich klang mein Kommando und wurde überall richtig verstanden. Die Leute standen wie in Stein gemauert, die Lippen fest aufeinander gepreßt, die Backenmuskeln geschwollen und zielten. Wie auf dem Scheibenstand! — „Feuer!“ und „Tiefer halten!“ — Die ersten Schwarzen fielen in unsere Drahthindernisse, kopfüber, purzelnd, wie Pudel im Zirkus, in vollem Jagen. Einige erhoben sich halb, blieben hängen, schnellten sich weiter, kriechend, gleitend, wie Schlangen, — zerschnitten Drähte, — sprangen darüber — taumelten — fielen. —

Näher und näher rollte die Mauer. Lücken entstanden und schlossen sich wieder, Reihen stockten und — rollten von neuem. Wwrrrwwt rrattt — tenggg! sssst — krach! Unsere Artillerie sandte ihre Willkommengrüße! Ganze Gruppen stürzten zusammen. Zerfetzte Körper, lehmige Erde, splitternde Steine wirbelten wild durcheinander. Die schwarze Wolke stockte, schwankte, schloß sich — und rollte, näher und näher, unaufhaltsam, zerrädernd, zerschmetternd! — Unruhig flackerten die Gewehre. Ein mißtöniges, stimmloses Knattern. — Noch immer standen die Leute und zielten, schossen und zielten. Ruhig, sicher, kein Schuß vergebens. Das Trampeln und Schnauben von Tausenden keuchender Bestien fraß durch den Boden. Nur noch 300 Schritte wogte die Flut vor unsern Hindernissen, vor ihren Resten — jetzt 200 — 100 — unaufhaltsam, brandend und brausend — 50 Schritte —! „Schnellfeuer!“ brüllte ich — schrie ich hinein in das schwellende Knattern. Ein Orkan verschlang meine Stimme! Als wäre die Hölle losgelassen, mit einem Schlage, rasend, tosend, alle Begriffe verschlingend —! Ein Stoßen und Stampfen, ein Schrillen und Schreien, Krachen und Knattern, ein Kreischen und Pfeifen. Ein dichter Schleier verhüllte die Mauer, Erdkrusten, Rauchfahnen, schwarze, rote, weiße, gelbe Blitze zuckten und zündeten in dieser Wolke. Rasselnd, tackend, stoßend, hämmernd, knatternd. Ohne Pause krachten die Schläge. Hell und schrill die Gewehre, dunkel und tosend die Granaten.

Und jetzt kam das Grausige, unausdenkbar Entsetzliche! Eine Wand von Blei und Eisen legte sich plötzlich dicht vor die Gräben, über die Hindernisse, über die Stürmenden. Ein sinnberaubendes Hämmern und Ticken, Krachen und Schlagen, Rattern und Knattern schlug alles nieder, ohrenzerreißend, nervenpeitschend: unsere Maschinengewehre flankierten die Schwarzen!!

Wie eine unsichtbare Hand strichen sie über die Menschen und schmetterten sie zu Boden, zerreißend, zerfetzend! Wie der Herbststurm über die Felder braust, wogten sie flutend über die Reihen und knickten das Leben! — Wie der Hagel unter die Aehren, jagten und prasselten ihre Geschoße und brachen den Willen! Einzeln, gliedweise, reihen- und haufenweise stürzten die Schwarzen. Nebeneinander, hintereinander, übereinander. Zu Klumpen durcheinandergewürfelt, zu Wällen, zu Hügeln. Neue Massen stürmten heran und ebbten, stürmten und stolperten, stürmten und stürzten. Neue und immer neue! Wie aus dem Boden gewachsen, schossen sie aufwärts!

Wir hatten Verluste. Schwere Verluste. Da griff einer plötzlich zur Stirne und wankte. Dort sprang ein anderer gurgelnd zur Seite und stürzte, platt und schwer wie ein Steinklotz. Sssst — ging es über die Köpfe. Die Franzosen warfen Schrapnells gegen unsere Gräben, pfeifend, krachend, lagenweise. . . .

Die Hölle tobt weiter. Die Schwarzen bekommen Verstärkung. Endlich stürmen die Weißen selber, eine schnellende, rollende, blaugrünliche Masse! In wuchtigem Anlauf geht es hinüber über die erste Welle. Jetzt sind sie verschwunden. Da tauchen sie auf wie aus der Versenkung. Hierhin

und dorthin spritzen die Reihen. In weiten Sprüngen. Allen voraus die Offiziere mit hoch geschwungenem Säbel. Wie auf den Bildern! Ein prächtiger Anblick. Jetzt sind sie heran an den Leichen der Schwarzen. Sekundenlang stockt es wie vor Entsetzen, dann rollt es hinüber über die Toten. Springend, wälzend, Dutzende fallen. –

Noch immer stehen wir starr in den Luken. Die Nerven gespannt bis zum Platzen, keuchend, fiebernd, blutend! — Wir dürfen nicht wanken. — „Ruhe, Leute! Nur Ruhe!“ — Wir müssen sie ruhig heranlassen bis an die Drähte, wie vorher die Schwarzen. Die Schwarzen? Wo sind sie? Verschwunden! Nur ihre Toten ließen sie liegen. Es wird ihnen ebenso gehen, den Weißen! Sie werden erwartet. Die todspeienden Maschinengewehre liegen ja drüben. Liegen und lauern, bis ihre Zeit gekommen ist. — Ruhe, nur Ruhe! Sie liegen und lauern — noch immer — sie schweigen — Jetzt! — nein — ich fiebere —! „Schnellfeuer!“ — Pfeifen — Mein Nebenmann taumelt — ich horche nur, warte, horche und warte, nur auf das eine! Was ja kommen muß, endlich kommen muß — kommen muß —! Großer Gott, wir sind sonst verloren! — Ruhe, nur Ruhe! Jetzt werden sie mähen! Jetzt müssen sie knattern, unsere Maschinengewehre, die treuen Retter — jetzt — gleich! — Worauf mögen sie warten? Schon sind sie da vorn in den Drähten. — Teufel und Hölle! Das hält ja kein Mensch aus! — Sie zögern zu lange — Gleich sind sie im Graben! — ah! — endlich! — ein Rasseln — ein heiseres Knattern — hilf Himmel, was ist das?

Ein teuflisches Heulen wiehert von drüben, zerreißend, viehisch, schrillend —! Die Schwarzen, die Teufel! — Wie kommen sie in unsere Flanke da drüben? Dort stehen ja unsere Maschinengewehre. Es darf nicht sein. — Da! Hölle! Sie haben Handgranaten, sind ihnen im Rücken! — Hilf, Himmel! — Die Weißen! — Sie sind an der Brustwehr. — Sie sind schon im Graben und ringen wie Tiere. . . Das Grauen macht irrsinnig... Von links kommt uns Hilfe! — Die zweite Kompagnie ist ihnen in die Flanke gekommen. Die Franzosen rennen, wie die Gehetzten. Eine Granate platzt mitten dazwischen, packt zwanzig, dreißig, wirft sie meterhoch, haushoch wie einen Spielball. Sie laufen noch weiter, oben in der Luft, auf dem Kopfe gehend, scheußlich — und sacken zur Erde. Köpfe, Beine, zuckende Körper! Die Franzosen rennen bis hinter die Leichen. Der Rest wird zusammengehauen, gefangen. . . Aber nun müssen die Unseren zurück.

Wir ringen nach Atem. Verwundete wälzen sich rings und stöhnen und ächzen. Der Graben schwimmt im Blut. Weit mehr als die Hälfte der Kompagnie ist getötet. Wir sind nur ein Häuflein. Ich sammle die Tapferen und verteile sie über den Graben. Sie bleiben entschlossen, schwer atmend und keuchend. . .

Ein wütendes Knattern und Sausen und Pfeifen ruft uns an die Posten. Sie stürmen von neuem. Jetzt wieder die Weißen, von vorne, von seitwärts! Sie sind in der Flanke! Dahinter die Schwarzen in scheußlichen Klumpen. — „Sandsäcke her!“ Die Sandsäcke fliegen von Hand zu Hand. Ein Wall türmt sich mitten im Graben. Die andere Hälfte ist längst überflutet, ein Knäuel von Menschen! Ein Holzstück schlägt mir gegen die Schulter — krachend — ich schreie! — Ein Volltreffer mitten in unsere Munition — es war unsere letzte — Handgranaten herüber! Wir müssen sie räuchern! — Ich packe die Schnur und zähle ganz laut! — Es tut mir wohl und macht mich fast ruhig: einundzwanzig — zweiundzwanzig — dreiundzwanzig — und los! — Ein schauriges Krachen! — Ich ducke mich unwillkürlich hinter den Sandberg! — Ein neues Krachen — diesmal in unserem Rücken. — Ein Stöhnen und Schreien — „zurück und in Deckung!“ Die Kerls werfen wieder mit Handgranaten — ein feuriger Kreisel herüber, hinüber — jetzt schwächer und schwächer — sie rennen nach rückwärts — und fliehen!

Ein brausendes Hurrah! — Hilf, Himmel, die Rettung! Verstärkungen kommen. Die Vierte und Dritte — ich kenne die Leute — und auch von der Ersten — alles durcheinander — Versprengte gesammelt — voran mein Klaus Störter! Jetzt drauf und hinüber! Die Franzosen wehren sich rasend. Sie halten den Graben. Die Toten häufen sich vor ihren Wällen — weiter, nur weiter! . . . Eine rasende Wut packt mich — mein Revolver, mein Dolch sind mir beim Ringen entfallen — Ich fasse eine Flasche. — Die Hölle schickt sie mir zur rechten Zeit! Wie ein Tier jetzt selber vor Haß schnelle ich vorwärts. Meine Flasche fährt krachend und splitternd auf einen wolligen Schädel, eine verzerrte Grimasse. Ein heißer Schlag zuckt mir durch die Schulter — ein Schlag — ein Zerren — ich greife ins Leere — umkrampfe ein Etwas — werfe mich aufwärts — und knicke zusammen. Ein wirrer Schleier wogt vor meinen Blicken — ein fernes Knattern dröhnt mir in die Ohren — entschwindend, verröchelnd —.

„Nach längerer Artillerievorbereitung griffen weiße und farbige Franzosen unsere Stellungen mit starken Kräften an. Es gelang ihnen, in einigen unserer vordersten Gräben Fuß zu fassen. Ein heftiger Gegenangriff warf sie im Nahkampf wieder zurück. — Sonst nichts von Bedeutung“. So sagte der Heeresbericht an jenem Tage. . . .

Der urgewaltige Gegensatz zwischen der Schilderung des Vorfalls und dem lakonischen Bericht der Heeresleitung wirkt geradezu verblüffend. Wollte man weiteres darüber schreiben, man würde nur den Eindruck verwischen. Jedenfalls wird sich jeder Psychologe der Darstellung freuen, da sie ihm mehr sagt, als manches dicke Buch. So ist er — das ist der Krieg. . . M.

Bücherbesprechungen.

Aus dem Tornister. Von *Karl Stamm, Marcel Brom* und *Paul H. Burkhard.* Zürich 1915. Art. Institut Orell Füßli. Preis schön gebunden Fr. 3.—.

Drei gute Eidgenossen haben mit ihrer hübschen Gabe „Aus dem Tornister“ einen sehr schönen und verdankenswerten Beitrag zur Literatur aus unserer Grenzbesetzungszeit geliefert. Nachdem sie im Herbst 1914 treffliche Gedanken und Skizzen mit sich im Dienst herumgetragen und gesammelt, hatten sie sehr recht, einem an sie ergangenen Wunsche, ihre Erzeugnisse gemeinsam zur Erinnerung an diese große Zeit zu veröffentlichen, Folge zu geben. Und das Art. Institut Orell Füßli war auch vollkommen im Falle und hat sich augenscheinlich alle Mühe gegeben, die so gelungenen poetischen Betrachtungen Stamm's und Brom's und die überaus typischen und ansprechenden Porträt-Zeichnungen Burkhards gebührend gefällig zu reproduzieren. Es wurde damit ein Werklein geschaffen, das man immer wieder gerne zur Hand nimmt. Die sinnigen Verse und Bildchen sagen uns Vieles und sprechen namentlich auch von großer und tiefer Vaterlandsliebe, vom Glücke, das wir in der Schweiz haben,